

(Nachdruck verboten.)

44) Neu-Karthago.

Roman von Georges Gekhoud.

(Schluß.)

Das ging Frans Verwinkel, einem Birschen mit lustig blühenden braunen Augen, die gar klug und hell in die Welt schauten, schließlich über den Späß. Er zog in aller Ehrfurcht vor Paridael die Mütze, neigte seinen schwarzen Struwelpopf und spöttele: „Ich will nicht sagen, Alter, daß uns Deine Gesellschaft nicht behagt, oder daß Deine Unterhaltung nicht späßhaft wäre, aber wenn Du meinen Rath folgst, wirst Du vorausgehen und uns in Wilmarssdond erwarten . . . Seit einer Stunde hat's schon gekläutet, und wenn auch Bésard gerade nicht der Menschenfresser ist, als den Du ihn hinstellst, so würde er sich doch sicher nicht geniren, uns Straf-gelder abzugeben oder uns einfach an die Luft zu setzen, denn der Schlauberger weiß ganz gut, daß er solche Laufend-künstler, wie er sie braucht, jeden Augenblick nach Belieben bekommen kann. Du wirst uns in diesem Falle aber nicht Kost und Logis geben, und ich glaube auch nicht, Onkelschen, daß Du Dir die Hiebe, die wir zu Hause zu erwarten haben, an unserer Stelle wirst aufzählen lassen. Und deshalb wollen wir lieber Abschied nehmen, Freund . . . Viel Glück auf den Weg!“

Damit wandte ihm der übermüthige Bengel den Rücken, und Laurent bemühte sich umsonst, die ihrem Oberhaupt Folgenden zurückzuhalten. Zohlend und pfeifend stob die Schaar dahin und verlor sich in den Gebäuden der ausgedehnten Anlagen.

Laurent starrte ihnen nach, bis sich die Thür hinter dem letzten der Nachzügler geschlossen hatte. Ihr helles Lachen, ihre fröhlichen Stimmen klangen ihm noch im Ohre, er sah noch das Aufleuchten der kastanienbraunen Schelmenaugen des größten der Jungen und die eindrucksvolle Geste, als er die Mütze mit einer raschen Handbewegung entschlossen auf den Hinterkopf zurückschob.

Das Herz schnürte sich Paridael in der Brust zusammen in namenloser Angst um diese Schlingel, die er heute zum ersten Male zu Gesicht bekommen hatte . . .

Während Laurent noch überlegte, ob er nicht die jungen Leute an ihrer Arbeitsstätte aufsuchen sollte, um sich mit eigenen Augen von der Grundlosigkeit seiner Befürchtungen zu überzeugen, war es ihm plötzlich, als wenn die Luft den faden Hauch frischen Blutes, Krankenhausbüfte und den beizenden Brandgeruch zu ihm herüberwehte. Wie unter der Einwirkung eines stark wirkenden Betäubungsmittels glaubte er die Besinnung zu verlieren und einem Schwindelanfall zu erliegen. Die Gegenstände drehten sich vor ihm im Kreise, und das Bild einer düstern Vision stieg vor seinen erregten Sinnen auf. Der hohe Zaun, der die Bésard'sche Fabrik-anlage umgab, war verschwunden, die Waulichkeiten zusammengebrochen, das Mauerwerk zeigte klaffende Lücken und öffnete sich wie Theaterkoulissen. Und in dem grünen meerfarbenen Licht fahler Dämmerung drehte sich ein Schwarm menschlicher Zerrbilder in wildem Reigen. Die schreckhafte Erscheinung dauerte nur eine Sekunde, dann erlosch das grüne Licht wieder, die Mauern schoben sich wieder zusammen, und die Fabrik erschien wieder in ihrer ganzen häßlichen Ausdruckslosigkeit.

„Mein Gott“, sagte sich Paridael, „ich werde am Ende noch verrückt!“ Er schämte sich fast dieser krankhaften Anwandlung, die er seiner durch die lange Krankheit hervorgerufenen Ueberempfindlichkeit zuschrieb und schritt weiter, dem Fluße zu. Zwei- oder dreimal wandte er indessen den Blick, blieb stehen und ging ein paar Schritte zurück, wie einer der etwas vergessen hat und dem es drängt, von einem geliebten Wesen noch einmal Abschied zu nehmen. Je weiter er sich aber entfernte, desto ruhiger und freier wurde er unter dem Einfluß dieses ersten schönen Tages, der mit seinem flimmernden Licht und seiner belebenden Wärme allen Dingen ein heiteres Aussehen gab.

Als Laurent auf der Dammkrone angelangt war, von der aus er die Abfahrt des Schiffes, das ihm die Lilba's entführte, verfolgt hatte, bot sich seinen Blicken das Panorama

seiner Vaterstadt, die sich in ihrer ganzen Schönheit und Herrlichkeit vor ihm ausbreitete. Seine Augen wurden nicht müde, all und jedes Ding mit forschender Aufmerksamkeit zu betrachten, und sein Enthusiasmus that ein übriges, den Dingen Leben und Farbe zu leihen. Mit der gierigen Unerfättlichkeit eines halberstarrten Menschen, der wieder zum Leben erwacht, sog er die kräftige, salzgeschwängerte Seeluft ein, die den faden Lazarethgeruch, der seinen Kleidern noch immer anhaftete, von ihm nahm.

Es war drei Uhr nachmittags. Das Glockenspiel auf dem Thurm der Kathedrale begann eben die lustige Weise, die der Verkündigung der vollen Stunde als Einleitung voranging. Beim ersten leisen Erklingen des Glockenspiels überließ Laurent das fröstelnde Erschauern eines Schlafers, der unter freiem Himmel plötzlich erwacht, gleichzeitig war es ihm, als ob ihm einer am Ärmel zog, als ob die letzten menschlichen Stimmen, die er gehört, die der jugendlichen Arbeiter Bésard's, von weither riefen. Er wandte den Blick zu der Patronenfabrik, aber zwischen den Gebäuden und dem Fluß war kein menschliches Wesen zu erblicken. Mergerlich, daß er sich abermals von seinen Sinnen hatte narren lassen, vertiefte er sich wieder in die Betrachtung von Stadt und Hafen.

Gleichzeitig mit dem ersten Glockenschlage der dritten Stunde hörte er von der Seite der Patronenfabrik her eine Reihe schwacher Detonationen, die immer schneller aufeinanderfolgten, sodas Laurent den Versuch, die einzelnen Schläge zu zählen, bald aufgeben mußte; seine Beine gerietten in zitternder Bewegung, der Boden schwankte unter seinen Füßen wie ein Schwingbrett, dessen Wellenbewegung ihn ein paar Meter nach vorn schlenderte. Ein krachender Donner Schlag, als würden sämtliche Kanonen der Fortbatterien auf einmal abgefeuert, zerriß sein Trommelfell und ließ das Blut aus den Ohren hervorströmen. In demselben Augenblick schauerte ein Theil der Bésard'schen Fabrikgebäude — es waren just die Arbeitsräume der Kinder — neigte sich wie ein Storkenhaus und stieg dann in einer weißen Windhose zum Himmel empor. Wie der schlanke Schaft einer Wunderblume schoß die Masse blitzschnell aufwärts, und oben an der Spitze des Schaftes öffnete sich die riesige Pflanze zu einer schwarz-rothen Tulpe, die ihre Blütenblätter in einem schauerlichen Feuerwerk auf die Erde streute. Beim zweiten Glockenschlag der dritten Stunde, während des tausendsten Theils der Sekunde, den die Feuerblume lebte, erkannte Laurent's forschendes Auge in diesen Blütenblättern Arme, Beine, Rumpfstücke und verzerrte menschliche Gestalten, deren gräßliches Gebärdenenspiel an die zuckenden Lustsprünge verrenteter Dampfknäpfer gemahnte. Und diese blutigen oder verbrannten Theile der schwarz-rothen Feuerblume flogen nach allen Richtungen hin in weiten Bogen durch die Luft und regneten unaufhörlich hernieder, während das wirre Geschrei ferner Menschenstimmen und das beständige Geknatter explodirender Patronen die Luft erfüllte.

Während er den aus der Ferne herüberschallenden Stimmen lauschte, regnete es Kugeln und menschliche Körperteile um ihn, er hatte die blitzschnelle Vision eines mit einem Leibchen bekleideten Oberkörpers, eines Kinderfußes, der noch in seiner kleinen Pantine steckte, eines mit einem Hosenfetzen bekleideten Schenkels und dabei mußte er unwillkürlich an das lustige Klappern der über die Steinfleisen trippelnden Kinderpantinen und an die unberstrene Reckheit des sorglosen Burschen denken, der ihm so fröhliche Aussicht gegeben: „Sie sollten Frans Verwinkel mal bei der Arbeit sehen! Ein Schlag, und fertig ist die Arbeit!“ Ja, vielleicht hatte es nur dieses Schlages des übermüthigen Jungen bedurft, um . . .

Nein, das war ja unmöglich! Laurent wollte seinen Sinnen nicht trauen. Das war wieder so ein häßliches Trugbild seiner erregten Einbildungskraft. Um den Zauber zu beschwören, lachte er hell auf, aber sein Lachen schlug schrill an sein Ohr, und der Zauber wollte nicht weichen. An der äußersten Grenze des städtischen Weichbildes, dort, wo vor einer Sekunde noch die Bauernhäuser des Fleckens Aufruwel zu sehen waren, stand nur noch das Gasthaus „In den Spanjard“, ein Ueberbleibsel aus der Zeit der spanischen Herrschaft, dessen Thür die Jahreszahl 1560 schmückte. Durch die gähnende Lücke hindurch sah man auf weite Ackerflächen, auf die grünen Dammkronen der Festungs-

wälle, auf den Thurm der Kirche von Austruweel, über dem eine Vorse ihr erstes Lied jubelte. Ganz hinten auf dem Glacis war in schwachen Umrissen das Schilderhaus eines Wachtpostens zu erkennen.

Eigenwillig wie der Blitz hatte die Explosion die nächstgelegenen armseligen Hütten, die ein Windstoß hätte umwerfen können, verschont, ja selbst ein Theil der Fabrikanlagen war unversehrt erhalten geblieben, während mehrere Kilometer entfernt liegende Baulichkeiten niedergedrückt und zertrümmert wurden. Dicke Mauern, die einem Torpedo stand gehalten hätten, waren zu Staub zerrieben, die Bohlen und das Pfahlwerk der Landungsbrücke zerpulvert, Eisenträger zu Feilspähnen verwandelt und die Wellblechdächer der Speicher wie Seidenstoff zerknüllt.

Bevor der dritte Glockenschlag der dritten Stunde noch verklungen war, öffnete hinter der Fabrik ein Flammeneifer seinen Schlund, dessen Wogen zischend und pfauchend wie züngelnde Schlangen sich blühschnell über einen Raum von zehn Hektaren ergossen: der gesammte Petroleumvorrath von fünfzigtausend Fässern flammte wie ein Streichholz auf. Dieser Feuerstrom verbreitete sich mit solch unheimlicher Schnelligkeit und rasender Wuth, daß die Stadt bedroht erschien, und der Fluß eine einzige brennende Fläche bildete.

Das optische Trugspiel erweckte den Schein, als ob die rothen, ins Uebergroße verzerrten Flammenzungen die Strebepeiler der Kathedrale gierig beleckten. Trotz des hellen Tageslichtes leuchtete die schlanke Thurmspitze im Glanze der untergehenden Sonne, und die in den Bassins ankernden Schiffe schienen im wechselnden Spiel der Beleuchtung Kinderpielzeug, das sich auf der brennenden, wildbewegten Oberfläche schaukelte.

Der dämonische Eindruck der erschütternden Tragödie steigerte das Entsetzen und das überquellende Mitleid Laurent's zur Ekstase. Der Feuerregen hatte aufgehört. Eine milde, reine Luft erfüllte den Raum, nie hatte des Himmels Blau so lodend und kosend den Sterblichen gelacht. Dem Prophetenwort entgegen stürzte der Himmel nicht ein, der schöne Frühlingstag lächelte mit theilnahmsloser Gleichgiltigkeit, und den schwarzen Schaumfäden dieser flammenden Wogen gelang es nicht, den Frieden und die majestätische Heiterkeit der flimmernden Sonne zu verschleiern und zu trüben.

Nach der lähmenden Bestürzung des ersten Augenblicks trieb der Sturm des Schreckens die Bevölkerung der fernliegenden Stadttheile nach dem Schauplatz der grauenvollen Ereignisse. Dem Tode entronnene Arbeiter, Kalfaterer, Schauerleute, Weiber mit Säuglingen im Arm, junge, halbnackte Mädchen, Matrosen, Zollwächter, die Haare und Kleider versengt, liefen mit irren Augen und zerzaustem Haar wie Besessene auf die Felder hinaus, dazwischen tauchte hier und da eine brennende Gestalt auf, die einer lebenden Fackel gleich auf die Schelde zurannte und sich in die aufzischenden Fluthen stürzte.

Einer der Flüchtlinge kam in vollem Lauf auf Laurent zu und hätte ihn um ein Haar umgerissen. Laurent erkannte Bégard. Beim Anblick seines Todfeindes wurde es auf einmal hell und klar in seinem Geist. Fest überzeugt, daß für dieses Vernichtungswerk sein Feind verantwortlich war, packte er den Schurken, der ihm da so glücklich in den Weg lief, mit festem Griff. In diesem entscheidenden Augenblick hatte er seine verlorenen Kräfte wiedergefunden. Er wollte sein Wort halten: Antwerpen, Regina, die den Fischen zur Nahrung hingeworfenen Auswanderer und die hingeopferten Kinder sollten gerächt werden. Und nun war es ihm auch klar, für welche „Bestimmung“ ihn das Schicksal ausgespart hatte.

Bégard wehrte sich wie ein Verzweifelter, brüllte, daß er den „Brandstifter“ erwischt hätte, und rief die Leute zu seiner Unterstützung auf. Aber die Fliehenden, die nur auf ihre eigene Rettung bedacht waren, liefen weiter, ohne auch nur einen Blick auf die Ringenden zu werfen.

Laurent hieb wie ein Rasender auf Bégard ein und hielt ihn mit eisernem Griff fest. Der elende Folterknecht, der gewissenlose Seelenverkäufer sollte sich nicht rühmen, seine letzten Opfer zu überleben. Er glaubte sich schon gerettet, weil er dem Feuer glücklich entwischt war, aber glücklicherweise war einer zur Stelle, der, wachsam und wilder wie die Flammen, seine letzte Kraft darauf verwandte, die Beute dem Feuer wieder zu überliefern.

Unerbittlich wie der Tod selbst stieß und drängte Laurent seinen Feind dem tobenden Flammenmeer zu. Er war der einzige, der kaltblütig und mit ruhiger Entschlossenheit dem Höllenschlund zustrebte, in den er sich mit seinem Verur-

theilten Würzen wollte. Der Gedanke an den Tod hatte für ihn jetzt nichts Schreckliches mehr.

Bégard, der schauernd den furchtbaren Plan seines Genfers errieth, schlug, biß und wehrte sich aus Leibeskräften mit dem Muthe der Verzweiflung, die ihm Riesenstärke lieh.

Zuweilen leistete er solchen Widerstand, daß es Laurent nicht gelang, ihn vom Fleck zu bringen. Aber Paribael behielt immer die Oberhand und schob seinen Gefangenen schrittweise vorwärts über das klebrige Erdreich und über verfohlte Haufen hinweg, in denen niemand menschliche Ueberreste wiedererkannt hätte. In seinem blindwüthigen Nachgelüste achtete er selbst der Schmerzensrufe der Verwundeten nicht, auf denen er erbarmungslos herumtrat. Unter seinen Füßen entluden sich unaufhörlich die Patronen und um seine Ohren pffiften die Kugeln, als wäre er mitten im tollsten Kampfgewühl eines Feuergefechts, das die letzte Entscheidung bringt.

Die Hitze wurde unerträglich. Der Qualm des brennenden Naphtas drohte ihn zu ersticken . . .

In dem Augenblick, als es mit Paribael's Kraft zu Ende ging, als Bégard sich seinen kraftlosen Armen entwinden wollte, entlud sich der Rest des Patronenvorraths auf einmal. Die letzten Spuren der Bégard'schen Fabrik waren vom Erdboden verschwunden. Eine zweite schwarz-rothe Tulpe öffnete unter zudenden Blitzen ihren strahlenden Blüthentelch.

Zwei Schatten, die sich wie Liebende umschlungen hielten, brachen inmitten eines Feuersees zusammen, dessen lodernde Flammenwogen prasselnd über ihnen zusammenschlugen. —

Sonntagsplauderei.

Unbekümmert um die Unrast in aller Welt fängt Berlin an seine weihnächtliche Physiognomie zu enthüllen; diesmal in ganz milden Frühwintertagen.

Friedlich und erbaulich sieht es allerdings nicht aus, wenn selbst die pastoralen Palästinafahrer unwirch und verdrücklich heimgelebt sind. Was thäte ein Nothschild ohne Dienstboten? Der Besamenswerthe! Und nicht besser ging's den Pastoren in so manchem Hotel. Die türkische Polizei macht gründliche Arbeit. Wozu erst von Fall zu Fall prüfen. Ein Italiener? Das riecht nach „Anarchie“. So hat man denn während der Festtage zu Jerusalem die italienischen Bediensteten gleich „trupweise“ internirt und dem schwerfälligsten Superintendenten konnte es passieren, daß in seinem Hotel niemand zur Aufwartung da war.

Ob die türkische Sicherheitsbehörde darin nicht Schule machen könnte? Man läßt sich ja zur Zeit in Probe-Ausweisungen aller Art. Aunder als derlei Experimente erscheint das türkische Ver-fahren.

Es ist nichts damit, wenn man vorsichtig um den heißen Brei schläicht. Offenherzigkeit thut wohl in allen Dingen. Wozu erst so sanft abwehren, wie es Stadtschulrath Vertram in der Frage des Ordinariats jüdischer Lehrerrinnen that? Aus allem vorsichtigen Wenn und Aber hört man doch das barsche Nein der Rückwärtsmänner heraus. Daß man Menschen, die redlich ihre Pflicht gethan haben, im Kern ihrer Seele verwundet, das wäre das Schlimmste noch nicht. Aber man will für die Dauer abwehren; es handelt sich, wie im Köller'schen Sinn, um Schreckschiffe. Warum dann so wenig beherzt? Statt so angenehm mit dem Pfahl zu warnen, könnte man doch rauher dreinfahren und Juden, die sich dem Lehrfach widmen wollen, für die Zukunft offenherzig abmahnen. Unsere Bürgerschaft und ihre Behörden sind gewiß nicht grümmig. Sie treiben ungern unbequemen Konflikt zu. Fragen von grundsätzlicher Bedeutung weichen sie lieber aus.

Das ist zu sehr bekannt. Trotzdem tauchen unter uns immer wieder einzelne Menschen auf, die von unheilbarem Optimismus erfüllt sind. Sie möchten den Ehrgeiz der Stadt gerne anfangen, sie möchten das Blut der Stadtväter zum Wallen und Sieden bringen. Solch einer von den Schwärmern ist — man sollte es nicht glauben — Herr August Scharl. In mehr als einer Hinsicht ist dieser Mann der Massenhaftigkeit ein typischer Repräsentant unserer Tage. In einer halben Million von Exemplaren hat er neuerdings eine Broschüre in die Menge geworfen, die jedenfalls den Zweck erfüllt, daß man in weitesten Kreisen von ihr und ihrem Urheber spricht. Eine seltsame Mischung von äußerstem Raffinement und einer offensbaren Naivetät, die manchmal wie weltverloren amuthet, giebt sich da bei dem mächtigen Herrscher des „Lokal-Anzeigers“ kund. Das muß in seiner Weise zu ganz kuriosen Widersprüchen und zu verblüffender Ironie führen. Der Gewalthaber des „Lokal-Anzeigers“ kennt die Suggestionenreize, mit denen man blendet, erregt und auf die Menge wirkt. Er fühlt sie instinktiv. Er hat sie angewandt und kaum, wie eine zweite geistige Erscheinung unserer Tage, hat sein „Lokal-Anzeiger“ geistig „retardirend“, zurückhaltend, gewirkt. Möchte es weitem und toben, möchten Geistesflachten in den Lüften geschlagen werden, Scharl's Papier befanstigte, Scharl's Papier diente dem Ruhez- und Trägheitsbedürfnis der Menge. Dieser selbe

Mann aber, dessen Organ den beschaulichen Instinkten schmeichelt, ist in sich selber merkwürdig unruhig, rege, voll von Bewegung. Altfränkisches möchte sein Blatt stützen, er selbst ist bis zu den Fingerspitzen voll von modernster Erregbarkeit. Spekulant und Schwärmer zugleich!

Als Schwärmer wendet er sich in seiner jüngsten Broschüre „Berlin hat kein Theaterpublikum“ oder zutreffender, die Berliner Theater wissen ein weites Publikum nicht zu werben, an die Öffentlichkeit. Mit überrauschend sicherem Gefühl begreift er den sozial-geistigen Werth der Bühne in unserer Zeit. Indeß seine Zeitung so häufig sich an die tausende von Bequemlichen und „Reophoben“ wendet, die jegliche Neuerung scheuen, nimmt er selber den modernen Fluß in den Künsten wahr. Er erkennt Neubildungen und sieht zugleich, welch' breites Interesse für das Theater vorhanden ist. Dies möchte er zusammenfassen, in seiner Weise sich geistig dienlich machen und — sozialisieren. Sozialisieren durch das Mittel der — Stadt. Und das ist der Humor davon. Derselben Stadt, die in einleuchtender Wirtschaftsprage, wie in der der Elektrizitätswerke, so seltsam wenig Sozialisierungsgefühle verspürt hatte, wird nun zugemüthet, in intim geistigen Dingen sozial zu handeln und neue, groß angelegte Stadttheater zu schaffen. Die Kritik, die Herr Scherl an die Privattheater, bis auf die mit der Volkslichen-Kunst, anlegt, ist im Wesen richtig. Seine Neuborjchläge sind im Ernstfall im Großen durchführbar: Das Don-Quixotische ist die Zumuthung, zu verstadtlichen. Herr Scherl reißt sich — er kann ja aus seiner Natur nicht heraus — nicht völlig von privatkapitalistischen Anschauungen los, — und doch der Feuertreifer für ein allgemeines Kulturmittel. Man möchte Herrn Scherl in den Worten Hamerling's fragen: „Wo gewesen seid Ihr, als der Entscheidung Stunde schlug?“ Wo war nur ein Laut bei Scherl und den Seinen zu vernehmen, als es sich um die Elektrizitäts-Gesellschaft, um die Verstadtlichung eines nothwendigen Bedürfnisses handelte? Damals rauchte es in den Blättern des „Lokal-Anzeigers“ auch nicht von fern und jetzt das brauende Trara: „Die Kunst auch dem kleinen Mann.“ So weit hat Herrn Scherl die soziale Träumerei hingerissen, daß er die harte Wirklichkeit an einer Stelle überflog und an ein tägliches Mittagstheater dachte. Das könnte doch nur unter freieren sozialen Verhältnissen sein und nicht im Kulturnum, in der Frohnarbeit, an die die Allermeisten von uns gebunden sind. Vielleicht wird der sehnsüchtige Scherl die Folgezeiten ziehen und als absoluter Herr seiner eigenen Kulis die neuen Zeiten in seinem Zeitungsblatt vorbereiten helfen. Es wäre zu schön, wenn der „Lokal-Anzeiger“ als moderner sozialer Kämpfer jäh erschiene.

Von der beweglichen, modern sensiblen Art, die sich in überraschenden Gegensätzen ergeht, war der strenge, aufrechte Dichter grundverschieden, den man jüngst auf seinem schweizer Heimathsboden zur Ruhe bettete. Er scheute die Menge, und sinnenden Blicks war er großen Vergangenseiten zugewandt. Nichts Sprunghaftes gab's in seinem Wesen, wie in seiner Kunst. Seine Sehnsucht zog ihn zu seltsamen, tiefen Problemen, und geringeren Reiz hatten die wechselnden Schicksale der Gegenwart und die Welt des Kleinen für ihn. Schon das äußere Bild St. Conrad Ferdinand Meyers — von ihm ist die Rede — widersprach dem des modern sensiblen, von tausenderlei Nervenreizen geprägten Mannes. Als Stauffer-Bern der Maler, gestorben war, da sah man in der Rationalgalerie vor einer Reihe von Jahren eine Sammelausstellung seiner Werke. Darunter war eine meisterliche Porträtzeichnung Meyers. Auf breit ausbauenden gewölbten Schultern ein mächtiger Kopf mit dem Doppelkinn eines Prälaten. Röth war auf dem vollen Gesicht nichts von der Gemüthsverbüsterung zu lesen, die den Dichter in seinen letzten Lebensjahren besaßen hatte. Unter leuchtender Stirn Auge, milde Augen ließen das feiste Gesicht lebenswürdig erscheinen. — Dreißigsteibenzig Jahre alt ist R. F. Meyer gestorben. Ihn hat die Welt nicht rauh angefaßt; er durfte in Beschaulichkeit sich entfalten und wie er sinnend lebte, so ging er auch dahin. Ein Schlaganfall raffte ihn hinweg, als er, den Kopf vorn über gebeugt, in seinem Landhaus zu Kilchberg in einem Band Goethe las. Einer Züricher Patrizierfamilie entstammte R. F. Meyer und oft und gern wurde er mit Gottfried Keller, dem Stadtschreiber von Zürich, in einem Athem genannt. Die Schweiz war stolz auf die „beiden Kerle“, aber künstlerisch ist ihr Walten und Wesen verschieden. Gottfried Keller war vom Leben thätig gezaunt worden. Er stand der Scholle nahe, auf der das kleine Volk lebt. Er sah auf das Alltagsgewimmel nicht vornehm herab, er verklärte und weichte es durch seinen Humor. Ein breiterer Strom von Empfindungen der Gegenwart fließt in seinen Erzählungen; ihm kann ich offene Liebe entgegenbringen; eher mit Respekt nahe ich mich dem Erzähler und Valladendichter Meyer. Keller's derbere Organe sind mir mehr vertraut, als die vornehm-reservirte Spezialität Meyers. Die verfeinerte, sinnvolle Kunst Meyers, seine plastisch-bildliche Sprache, die freilich mitunter kühl wird, in allen Ehren. Bei Keller geht mir das Herz auf. Anfangs war Meyer romantischer Betrachtungsweise zugewandt. Die Jahre 1870/71 entschieden für seinen Lebenslauf. Sie machten ihn, der das Ungewöhnliche, das Pathos in den Dingen liebt, zum deutschen Dichter. Sein Bekenntniß war das Poem „Gutten's letzte Tage“. Spät trat Meyer als Poet auf; er war vollgereift zu Anfang. Das kühn bewegte Erlebnis, die kühn bewegten Epochen regten Meyer's Phantasie an. So schuf er seine

Erzählungen aus der Renaissance, so fein merkwürdiges Lebensproblem von Jörg Jenatsch, dem Schweizer, so seine Valladen. Sein Stil ist ernst und klar; man sieht dem Problem bis auf den Grund. Aber es bleibt ein Theil vom Gelehrtenhumor doch darin stecken. Meyer sammelte eine Gemeinde um sich. Ihm fehlt zum beherrschenden Genie, was zum Enthusiasmus hinreißt, was wie der Ausdruck lebendiger Volksseele erscheint. Seine Gemeinde wird größer werden, im deutschen Gesamtvolk wird er nicht, wie ein Erdreiner, leben, wiewohl er in seinen Valladen nicht selten den Ton traf, der die Volksseele in starke Schwingungen versetzt, weil er allzeit Menschliches so tief als einfach ausdrückt. Wenn das orientalische Märchen dem englischen Herrn folgt, über die halbe Erde sich den Weg bahnt zum Geliebten, niemand versteht sie und nur zwei Worte, den Namen ihres Geliebten, kann sie sprechen, ihre naive Gläubigkeit siegt aber doch über Jammer und Hindernisse! So ist das Poesie, die groß und klein umschließt. Das ist wie eine Illustration zu den Bibelversen von der Liebe, die stark ist wie der Tod. „Wassertrogen löschen die Liebe nicht. Ströme stützen sie nicht hinweg. Bist Einer all seine Habe um die Liebe, Hohn und Verachtung würde ihm nur.“ — Alpha.

Kleines Feuilleton.

—Id. Lichtarbeit. Das Dunkel des Spätabends durchdringen grelle, elektrische Lichter. Sie enthüllen ein sonderbares, grausiges Treiben, das sich auf einem weiten Platz zwischen den hochragenden Seitenmauern mehrerer Häuser abspielt. Die Erde des ganzen Platzes ist abgetragen. Mehrere Meter tief haben sich die Arbeiter eingewühlt. Die Fundamente der Nebenhäuser sind bloßgelegt und mit gewaltigen Balken gestützt. Dicht am Bauzaun öffnet sich der riesige Bauschacht wie ein Abgrund. Aus der schwarzen Tiefe ragen hohe Gestelle, neben denen Dampfmaschinen fauchen und an denen regelmäßig ein schwarzer Klotz auf- und niederfährt, um mit voller Wucht die Stämme in den Sumpfboden zu treiben.

Weiter drüben, am Rande des Schachtes, saugt eine Maschine unaufhörlich das Grundwasser ein. Doch es scheint nicht abzunehmen, so lang sie auch ihren rüffelartigen Schlauch ausreckt und so eifrig sie auch saugt. Immer wieder steigt zwischen den Gestellen und dem Balkengewirr auf dem Boden des Bauschachtes das ekle, schwarze Wasser auf. Aber sie ist geduldig. Sie saugt gleichmäßig weiter.

Auch die Rammen schießen raslos auf die Balkenköpfe herab und jagen sie in die schwankende Erde. Die ganze Umgebung zittert von den heftigen Stößen. Und zwischen all dem Gesauche und Gestampe bewegen sich schwarze Schatten — die Arbeiter. Ihre Gesichter sind bleich; nicht nur von dem gelben Licht, auch von der überlang ausgeübten Arbeit und den Dünsten, die aus dem verwüsteten Boden aufsteigen.

Ein dumpfes Krachen — ein ersticker Aufschrei: In dem wirren Durcheinander von Licht und Schatten hat ein Arbeiter einen Fehltritt gethan. Ein Balkenstapel ist zusammengerückt und hat ihm ein Bein zerschlagen. Mehrere Kollegen springen ihm zu Hilfe. Aber die Maschinen gehen ihren gleichmäßigen Gang weiter, geduldig, unempfindlich.

Und wenn sich erst der hohe Palast über dem Schacht erhebt, denkt niemand mehr daran, wie viele Leben sein Bau gekostet, wie viel Knochen zermalmt und zerflittert werden mußten, damit er in voller Pracht aufragt — auf schwanker Erde. —

Theater.

— Unter dem Namen „Verein Historisch-Moderner Festeispiele“ ist in Berlin eine Vereinigung zusammengetreten, die Aufführungen von Theaterwerken aus allen Zeitaltern veranstalten will. Die Vorstellungen sollen zunächst alle vierzehn Tage Sonntags im Neuen Theater stattfinden; je fünf Aufführungen bilden einen Zyklus. Den ersten Zyklus bilden: zwei Komödien von Aristophanes, ein „Bühnenstraum“, „Die letzten Menschen“ von Wolfgang Kirchbach, „Tralus und Cressida“ von Shakespeare (oder „Saluntala“ von Kalidasa), ein Lustspiel „Kupfer“ von Th. Quinchen (oder „Widukind“ von G. Weite) und „Amphitryon“ von Heinrich von Kleist. Der Zyklus beginnt am 22. Januar. — Hoffentlich bedeuten die Namen Aristophanes, Shakespeare und Kleist nicht nur die Lockspeise für Stücke, die sonst nicht zur Bühne gelangen können. —

Kunst.

—Hl. Auf die Ausstellung der „Neo-Impressionisten“ ist im Salon Kellers und Reiner eine Ausstellung moderner französischer Meister gefolgt. Es sind in der Mehrzahl Maler, die als Klassiker des Impressionismus auch in Deutschland schon lange gewürdigt werden, und sie sind mit hervorragenden Zeugnissen ihrer Kunst vertreten. Von Claude Monet ist auch eine ältere Landschaft (1872) ausgestellt, die in ihrer Technik zeigt, wie die impressionistische Malerei in der That zu jener Auflösung der Farben drängt, deren konsequente Durchführung bei den Neo-Impressionisten vollzogen ist. Es ist eine Landschaft in matten blauen und gelblich braunen Tönen: vorn ein Fluß, am Ufer drüben erhebt sich auf einer Anhöhe die Stadt, darüber sonniger Frühlingshimmel. Die Farben haben etwas von

der Schönheit eines alten verblühten Gobelins, sie sind fest nebeneinander gesetzt. In einem danebenhängenden Strandbild jüngeren Datums sind dagegen die Farben gelöst; es erscheinen nicht mehr feste Flächen, in flüchtigen, deutlich von einander unterscheidbaren Strichen erstleht vielmehr ein Bild von padender Lebendigkeit. Vom hohen Meer her brausen die Wellen schäumend ans Land, hochauf spritzend brechen sie an den schroffen, überhangenden Felsen, die am Ufer emporsteigen. Das sind wirkliche Bogen, das ist das raslose Steigen und Fallen und sich überstürzenden des erregten Meeres. Die Meeresluft weht es dem Beschauer von dem Bilde entgegen. Und von einer köstlichen Frische sind die silbrig schimmernden grünen und blaugrauen Farbentöne. Gegenüber dieser malerischen Kraft haben die Landschaften von Pissaro und Sisley einen schweren Stand. Auch bei diesen Malern kann man in der Ausstellung Vergleiche zwischen älteren und jüngeren Werken anstellen und wird zu denselben Ergebnissen gelangen. Von Sisley fällt unter den neueren Werken die Darstellung eines Waldwegs in herblichem Rothgelb an. Fast laß stehen die Bäume zu beiden Seiten des Weges, mit einem warmen, matten Schein fällt das Sonnenlicht hindurch und zeichnet das Geäst in blassen Schatten auf den Weg, und zur Rechten eröffnet sich zwischen den Stämmen ein freundlicher Durchblick auf das Feld und die im Mittelgrunde liegende Stadt. Pissaro ist durch einen „Obstgarten in Blüthe“ und durch zwei Stimmungen vom Boulevard Montmartre ausgezeichnet vertreten. Man sieht von einem erhöhten Standort in die breite Straße hinein; die Menschen, die Wagen auf der Straße erscheinen winzig klein und doch wirken sie, wie sie so aneinander vorbeihasten, außerordentlich lebendig. In beiden Bildern herrscht Regensstimmung, ein zarter gelblicher Gesamnton liegt über ihnen, der von dem fahlen Gelb des regenärmeren, dichten Gewölks ausgeht und sehr fein zu dem blaugrauen Ton der schwerfeuchten Luft kontrastirt. Tiefer in den Farben ist das eine Bild, auf dem die welken Blätter der Bäume den Herbst künden; heller, kälter wirkt das andere, ein Frühlingmorgen. All den Bildern der Franzosen ist eine gewisse Gedämpftheit, Weichheit der Farben gemeinsam; daß diese, die bei den Großen so vornehm wirkt, leicht auch zur Weichlichkeit werden kann, zeigen die Arbeiten einiger Jüngerer, die vom dem strengen Studium der Natur schon etwas abgegangen sind, um zu größerer Farbigkeit zu gelangen, eines Moret und Maupra. Unter den Malern, die auch das Figürliche in den Bereich ihrer Kunst ziehen, nimmt heute Renoir eine der ersten Stellen ein. Er ist in dieser Ausstellung mit sechs Bildern vertreten, die seine vielseitige Kunst sehr gut kennzeichnen. Renoir erzielt unter allen die stärksten Bildwirkungen; bei aller Wahrheit der Darstellung sind seine Bilder im höchsten Sinne geschmackvoll angeordnet und zu seinen Farbenharmonien gestimmt. So hat er das Brustbild einer Frau im Empirekostüm gemalt: von einem unendlichen Liebreiz in den zarten blaugrünen und violetten Tönen, in dem Ausdruck des kleinen Gesichts. Kräftiger wirkt er in den anderen Bildern, in Kinderporträts und einer Gitarrespielerin, in der er stärkere blaue und rothe Farben sehr fein kontrastiren läßt. Weiß und von einer herrlichen Schönheit des Tonens ist auch eine Landschaft: ein rothes Haus leuchtet aus dem Hintergrunde durch das spärliche, herblich rothgelbe Laub der Bäume; vorn schlief die Szene ein Teich ab, in dessen zitterndem Spiegel das Uferbild in schwankenden Linien und vertieft in der Farbe, in wunderbarer Harmonie mit dem weichen Blau des Wassers, wiederkehrt.

Geschichtliches.

— Bauernkrieg-Forschungen. Der Archivar Dr. Mery vom Staatsarchiv zu Magdeburg hat einen Theil der thüringischen Archive nach Materialien über den Bauernkrieg jetzt nochmals durchgesehen. Die Studien des Gelehrten haben hier und da merkwürdig überraschende Ergebnisse zu Tage gefördert. Namentlich sind die blutigen Ereignisse der Bauernschlacht von Frankenhausen in einer Weiseargelegt, die ein ganz anderes Bild ergibt, als man sich bisher von der Schlacht machte. Interessant sind auch die Mittheilungen über die aktive Theilnahme einer Anzahl von Grafen und Herren auf Seiten der Bauern. Man war bisher stets der Meinung, diese seien nur gezwungen mitgegangen. Jetzt stellt sich unter der Forschung das gerade Gegentheil heraus. Hierin liegt auch der Grund, weshalb man die Archive der fürstlichen Familien nach dieser Richtung hin früher hermetisch der Forschung verschloß.

Kulturgeschichtliches.

gk. Wie im Jahre 1731 ein Galgen errichtet wurde, erzählt Ernst Koch nach der darüber vorhandenen Akten in der „Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte“. Im Anfang des Jahres 1731 sollten im fürstlich weimarschen Dutt Untermaßfeld drei Verbrecher gehängt werden. Aber es war kein Galgen vorhanden, und es mußte schleunigst einer errichtet werden. Man brauchte dazu vier Eichen und vier Leisterbäume, die der Förster beschaffte. Am 24. Januar versammelten sich nun vor dem Schloß zu Untermaßfeld die Zimmerleute mit ihren Gesellen und Lehrlingen und die Müller des Amts. Der Richter ließ die Anwesenden einen Kreis um sich bilden und befahl den Zimmerleuten, das neue hohe Gerüst, den Müllern, zwei Leitern zu verfertigen. Weil die Versammelten aber fürchteten, wegen dieser Arbeit nicht mehr als ehrliche Leute an-

gesehen zu werden, legte der Centricher zuerst Hand ans Werk, zog den Degen und führte im Namen Gottes einige Stiche in eine Eiche. Unter Androhung strenger Strafen verbot er, bei der Arbeit zu fluchen oder zu zanken und stellte allen eine Belohnung in Aussicht. Am 6. Februar, nach gethener Arbeit, zogen die Zimmerleute und Müller paarweise, in Begleitung des Richters, und klingendem Spiel nach der Richtstätte, um den Galgen aufzustellen. Hier verkündete der Richter, daß seit unendlichen Zeiten zum ersten Male an dieser Stelle wieder ein Hochgericht errichtet werden würde, und zur Einweihung schwang er den Degen über seinem Haupte und beschrieb mit ihm ein Kreuz. Nothmals gab er den versammelten Handwerkern die Zusicherung, daß die Regierung sie gegen jeden, der ihnen ihre Arbeit vorwerfen würde, schützen wolle. Darauf wurde der Galgen in Gottes Namen errichtet. Die Handwerker erhielten 12 Thaler für ihre Mühe, für die sie sich noch an demselben Tage im Wirthshaus etwas zu gute thun sollten. Auch der Schmied, der einige Werkzeuge für das Hochgericht hergestellt hatte, erhielt einige Gulden. Dem Richter, Gerichtsschreiber und den sieben Entschöpfern trug ihre Mühe bei der Verurtheilung und Hinrichtung eine Mahlzeit im Maßfelder Wirthshaus ein, auf Kosten der Regierung. Ein Wölferhäuser Müller hatte sich der Arbeit, die Galgenleitern mit anzufertigen, entzogen, weil er fürchtete, dann keine Frau zu bekommen. Er hatte gegen eine Entschädigung von 10 Groschen einen Furschützen beauftragt, ihn zu vertreten; aber die anderen Müller weigerten sich, mit diesem zusammen zu arbeiten und verlangten die Bestrafung des Müllers, der auch zu einer Buße von 30 Gulden verurtheilt wurde.

Humoristisches.

— Auch ein Trost. Bauer (vor seinem total gesünderten Apfelbaum): „Gut müssen meine Aepfel doch sein — sonst thät'n s' die Leut' nicht alle Jahr' stehlen!“ —
 — Stoßsenfer. Kaverl (als er für den Vater die fünfte Maß Bier holen mußte): „Du, Mutter, der Vater kommt uns aber theuer!“ —
 — Ein Arbeiter. Freund: „So steh' doch endlich auf — es ist ja schon elf Uhr!“
 Hausherrnsohn: „Aufstehen will ich noch — aber sonst thu ich heut' nichts mehr!“ — (Krieg. Bl.)

Vermischtes vom Tage.

— Auf der Straße Breslau: Hobten stieß bei der Haltestelle Hartlieb ein Güterzug auf einen ihm vom Winde entgegen getriebenen Leeren Wagen. Beide Lokomotiven des Güterzuges und zehn Wagen entgleisten. Vom Zugpersonal wurden vier Personen verletzt. —
 — In Osnabrück beugte sich ein junger Maler über die Schulter seiner Schwester, die gerade einen Brief schrieb, und flüsterte ihr einige Scherzworte zu. Das junge Mädchen stach darauf nach ihm mit der Feder und traf hierbei ein Auge so unglücklich, daß es sofort auslief. Auch das unverletzt gebliebene Auge ist in Gefahr. —
 — Ein Bestellvermerk. Ein in K. aufgeliessener Brief an

„Wittwe Z.
 in Holstenthor bei Altendorf (Meynland)“
 kam als unbestellbar zurück mit dem Vermerk:
 „Adressat z. St. beim Militär, wo, nicht bekannt.“
 R. Bstr. —

— Das „Deutsche Volksblatt“ in Wien veröffentlicht einen Roman, in dem es unlängst hieß: „Und als dann Laiba vor Ungehind über mein langes Schweigen mit dem Ellbogen mich ohne Umstände anstieß und zum dritten Male mir dieselbe Frage stellte, ihm doch endlich zu sagen, ob ich eine Jidin sei, antwortete ich ihm entschieden, aber ironisch lächelnd: (Fortsetzung folgt).“ —

— Das neue Postgebäude in Gili hat, da man weder eine deutsche noch eine slovenische Aufschrift anbringen wollte, an der Front lediglich — ein Posthorn. —

— An der belgischen Küste sind bei den letzten schweren Stürmen sehr viele Unglücksfälle vorgekommen. Auf der Höhe von Wandelaere ist ein Schiff untergegangen, niemand wurde gerettet. Der Name des Schiffes konnte noch nicht festgestellt werden. Das mit Holz beladene Schiff „K Lied“ wurde mit zertrümmerten Masten, von der Besatzung verlassen, angetrieben. —

— Eine „Zeitschrift für Rheumatiker und Gichtbrüchige“ ist in Paris gegründet worden; sie wird in jedem Monat zweimal erscheinen. —

— Die amerikanischen Durchgangszüge, die zwischen Newyork und den Westen resp. Süden verkehren, werden als neueste Errungenschaft ein kleines Vandeville-Theater haben. Vom 1. April 1899 ab beabsichtigt ein Unternehmer besondere Theaterwagen einzustellen. —